

(Nachdruck verboten.)

19) Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

Ein Ekel vor der Krankheit stieg in der Luis auf und sah ihr in der Kehle. In die dumpfe Krankenstube sollte sie! Alles in ihr bäumte sich auf.

„Heim? nein, nein! Ich kann, ich will nit heim!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich kann ja doch nit helfen!“ fügte sie ruhiger hinzu. Das Emma stirbt, ob ich da bin oder nit! Der Vater wird trinke gehn des Abends, ob ich da bin oder nit! Und die Mutter — —!“ Ein bitteres Lachen kam über des Mädchens Lippen.

„Luis“, sagte Lätitia, und ein seltener Ernst lag auf ihrem schönen Gesicht. „All diesen Menschen wirst Du helfen können, wenn Du heimgehst! Die Emma wird ruhig im Bett bleiben können, während sonst der Gedanke an die Arbeit sie gewiß aufschrecken würde . . .“

„Ja, ja, das ist ja schon wahr . . .! das ist wahr, aber —“

„Luis, um deswillen allein schon mußt Du gehen . . . Und dann vielleicht? Du sagtest doch immer, daß Dein Vater ein ordentlicher Mann gewesen sei, — wenn er angefangen hat zu trinken in den letzten Jahren, wer weiß, ob da die ungelieblichen häuslichen Verhältnisse nicht schuld daran waren?“

„Ja, ja!“ die Luis nickte.

„Nun also!“

„Aber die daheim, ich weiß ja gar nit, ob die mich wollen. Hier verdien' ich, und wenn ich herumhock daheim —!“

„Vielleicht kannst Du Stundenarbeit bekommen!“ meinte Lätitia.

„Ja, das am End . . .?“

„Na, jedenfalls mußt Du heim schreiben, daß Du kommen wolltest!“

„Ja?“ sagte die Luis, aber es klang zweifelnd.

„Ja, Du mußt!“ wiederholte Lätitia, „und ich werde es Mutter sagen, werde sie bitten, daß sie Dich gehen läßt!“

So geschah es, daß in den letzten Tagen des Oktober die Luis nach Hause kam.

Als sie aus dem Bahnhof der Heimatstadt heraustrat, warf sich der Sturm auf sie, zerrte an ihrem Kleid und wollte ihr das Blumenstücklein, das sie trug, aus den Händen winden. Sie aber presste das Pflänzlein, das ihr Lätitia für die Emma mitgegeben hatte, fest an sich und leistete dem Sturm Widerstand.

Sie war nicht kraftlos, wie die braunen Herbstblätter, die der Wind von den Bäumen gerissen hatte, und die er auf dem freien Platz im Kreise herumhegte.

Waren sie einen Augenblick müd und matt zur Erde gesunken, griff er sie jäh wieder auf, und unter lautem Gehörs ließ er sie tanzen, tanzen.

Der Staub umwirbelte sie, die leise Knacken, denn sie waren spröde und hart geworden, während sie verhungert an den Bäumen hingen.

Die Luis sah besorgt auf ihr Pflänzchen und beeilte sich, in die geschützteren Straßen zu kommen. Mit schwerem Herzen lief sie durch die engen Heimatstraßen und stand endlich vor dem Hans in der Sintergasse.

Sie trat durch das Vorderhaus in den Hof. Der lag ganz verlassen. Nur der Sturm wühlte darin, und ein paar knisternde Blätter tanzten hier wie draußen auf dem Bahnhofsplatz den Totentanz.

Die Luis sah nach ihren Fenstern hinüber, die waren kahl. Sinter den Vorhängen stand kein einziger Blumenstock mehr. Also war auch der letzte eingegangen!

Sie seufzte. Und wie schmutzig die Vorhänge waren, und die Fensterscheiben! Man mußte sich ja schämen! Sie fühlte eine Träne auf ihrer Wange. Aegergerlich wischte sie mit der Hand über die Augen.

„Ich werd heulen!“ sagte sie. „Ich weiß doch, was ich zu tun hab!“

Und ruhigen Schrittes trat sie auf die Türe zu und klopfte sie auf.

„Luis!“ Der Johann lief ihr entgegen. Er hatte hinter seinen Büchern gelesen und ihm zu Füßen spielten die Kleinen.

Und gleich darauf tönte auch aus dem Nebenzimmer eine matte Stimme: „Luis!“

„Guten Tag, Emma“, rief das Mädchen und ging in die Kammer und an der Emma Bett.

„Ach“, sagte die, „das is gut, Luis, daß Du da bist! Das is gut! Und was bin ich eso froh!“ Sie weinte. Sie schluchzte laut. Ihr Leib und ihr Köpchen bebte, das sie an der Luis Brust gedrückt hatte.

Auch der Luis flogen die Tränen in die Augen. Neue kam über sie, tiefe Neue.

Und ich hab nit heimkomme wolle, dachte sie. Ich hab das arm Ding so allein lasse wolle, so ganz ohne Pflieg! Aber jetzt will ich für es Sorge, gewiß, gewiß! Und sie wischte sich mit der Hand die Tränen weg, die an ihren Wangen herabrollten.

Dann legte sie der Emma Köpchen in die Kissen zurück.

„Wein doch nit mehr!“ sagte sie dabei und fuhr dem Mädchen schein über die Wangen. „Ich bleib ja bei Der!“

„Ja, ja . . .“ ein neues Schluchzen ersticke die Worte der Emma.

„Na was is denn?“ Wieder glitten der Luis harte Finger leise über der Schwester Haar. Ihre Augen aber gingen arbeitend im Zimmer umher.

Das Bett is schon lang nit mehr frisch bezoge worde, und wenn der Doktor kommt, mer muß sich ja schäme! Und da in der Eck en große Spinnweb! Daß die Emma — — Aber nein, so elend wie das Kind war!

Und da hastete ihr Blick auch schon wieder auf dem bleichen Gesicht und auf den dünnen Aermchen, um die die Nermel der Jade lose schlotterten. Bis zum Ellbogen hatte sich der eine heraufgestreift, und die Luis sah, wie unter der dünnen, blaue durchhärderten Haut die beiden Knochen sich scharf abzeichneten.

Dankbar eilten ihre Gedanken hin zu Lätitia. Ich hab recht getan, ja, ich hab recht getan, als ich deinem Kate folgte, dachte sie.

Derweilen hatte die Emma sich beruhigt. Sie sah zur Luis auf.

„Na, was haste denn?“ Unendlich viel Güte lag in der schlichten Frage. Und dankbar erzitterte der Emma liebelebzende Seele.

„Ich . . .? ach weißt, Luis, wie De gesagt hast, Du wollst bei mir bleibe, das . . . das . . . die Mutter hat schon gesagt . . . gesagt, dazu hätten mer's Geld nit! Ich kost eso schon genug, mein Krankheit! Ich will ja nit, daß se de Doktor holen, aber als emal! — Weißt — es war en sästimmte Monat, der Oktober, und ich hab immer gedacht, es würd en End habe . . .!“

„Emma!“

„Ja . . .“ Das Mädchen nickte. „Ich weiß ja, es is mer nit zu helpe. Sie sagen, ich hätt die Schwindsucht, wie die Mutter, und da is halt nit zu helpe . . .“

„Geh, Du hast nure kein Pflieg gehabt!“

Mitleidig lächelte die Emma. Es war ein Lächeln, wie man's sonst nur bei Greisen findet, bei solchen, die fühlen, wie ihre Kraft entschwindet, und die der fliehenden nicht nachweinen, weil sie ihre Rechnung beschloffen haben. Dies Lächeln lächelte die Emma.

„Es wird jetzt halt wohl noch emal Frühjahr, der Oktober is vorbei“, sagte sie. „Ich hab eso Angst vor em Oktober gehabt, aber des hab ich doch nit gemollt!“

Sie seufzte leise. „Und es is mer leid um de Vater und für Dich! Dein schön Stell! — Kriegst se denn wieder, wenn — wenn . . .?“

„Ach geh doch, Emma! Und für jetzt, weißt, ich will ja nit de ganze Tag hier im Haus hocke“, sagte die Luis. „Ich geh mer en Stundenplatz suche und sonst noch was! Ich Krieg am End was zu stricke oder so . . . und dann kann ich bei der fike!“

Aber der Emma Gesicht ging die Freude.

„Ach Du, Weib!“ sagte sie, „die Marie hat als en Waschkrau genommen, die, die spart se jetzt doch auch!“

„Mer werden's schon mache,“ sagte die Luis. „Aber wo is die Mutter denn?“

„Sie is kaufe gange, aber da drauße . . .“ In der Küche ertönte der Marie Stimme.

Sie hatte einem der Kinder auf die Hand getreten, als sie hereingekommen war, das schrie. Und die Frau schalt mit dem Johann, daß er die Kleinen so dicht an der Tür habe spielen lassen.

Die Luis ging zu ihr hinaus. „Tag, Mutter,“ sagte sie und gab ihr die Hand.

„Na biste hier! Gäh? Und was willstest denn tun?“

„Hierbleibe, und . . .“

„Ich brauche Dich nit!“

„Wo 's Emma so krank is und Dir's doch auch immer nit ganz gut is . . .!“

„Deswegen hättst De ruhig im Dienst bleibe könnel! Es Emma versorg ich schon und sonst mit em Haushalt, da geht's ebe wie's geht! Wo der Chrischan schon nit verdient, kommst jetzt auch Du noch!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die kluge Anuschka.

Von Carl Duffe.

Selten war ein Mann so bedauernswert wie Michu Sarbka. Er war nicht mehr der jüngste, und dabei hatte er nichts von seinem Leben gehabt. Alle seine Altersgenossen hatten schon einen kleineren oder größeren Bauernhof in Händen, auf dem sie als Herren saßen, hatten Weib und Kind und waren angesehen.

Er jedoch war und blieb der „Erbe“, der Sohn von Stanislaus Sarbka, und hatte nichts.

„Michu, Söhnchen,“ sagte der Alte, „Du wirst wirtschaften, ich aber werde mir ein Häuschen anbauen . . . ein Stübchen zum Sterben. Dort werde ich den Tod erwarten, wenn ich fühle, daß ich alt werde.“

Aber Stanislaus Sarbka fühlte sich eben nicht alt und dachte, das Ausgedinge käme noch früh genug. So ließ er die Zügel der Wirtschaft nicht aus den Händen, und so ward sein Sohn Michu zu dem bedauernswerten Menschen. Mit zwanzig Jahren hatte er schon darauf gewartet, daß der Bauernhof ihm übergeben würde, mit dreißig Jahren wartete er noch immer. Nun war er den Vierzig nahe, und das Väterchen machte noch immer keine Anstalten.

Was schlimm war, ward noch schlimmer. Es geschah nämlich, daß Michu Sarbka sich heftig verliebte in Anuschka, des Kossäten Lewandowski älteste Tochter. Ein Mädchen — wenn sie des Sonntags zur Messe in die Stadt ging, blinzelten sogar die Städter! Die rote Schleife im schwarzen Haar blähte sich ordentlich: wie gefall' ich Euch? Und die Augen, klug, dunkel, unruhig, als müßten sie etwas suchen. He, bligten sie, denkst Ihr, wir sind nicht schlau? Eine Gestalt, nicht etwa zum Umblasen, sondern fest, kräftig und voll. Mit einem Worte: es hätt' mancher mit ihr nähere Bekanntschaft machen mögen.

In diese Anuschka verliebte sich Michu, obwohl sie eine Kossätentochter war und in die Ehe nichts mitbringen konnte als sich selbst. Sie merkte bald, wie es um ihn stand.

Der alte Sarbka nahm die Sache leichter als beide es gedacht. Eine Kossätentochter, die nichts mitbrachte — ah, es war bei Gott nicht viel. Aber holte sich der Michu ein wohlhabendes Bauernkind, so war es ganz sicher, daß der Schwiegervater die Uebergabe des Hofes an die jungen Leute verlangte. Er, der Stanislaus, wollte das ja gern, jedoch erst später, wenn er sich alt fühlte. Dagegen konnt' die Anuschka nichts, gar nichts beanspruchen, sondern müßt' ihm aus Dank die Hände küssen, daß sie in die Familie kam.

„Du sollst sehen, Michu, mein Söhnchen, was ich für ein Vater bin! Wer würde da nicht schimpfen, und Dich verfluchen? Ich jedoch fluche nicht, ich sage: Heirate!“

So ward aus Anuschka Lewandowska die Pani Sarbka. Der Raum war etwas enger dadurch geworden, und da man bei den Eigenschaften der Pani nicht daran zweifeln konnte, daß er bald noch enger werden würde, jagte Michu, der junge Gatte, eines Tages: „Du wolltest anbau'n, Väterchen . . . ein Stübchen, Du weißt schon. Wladimir Göra baut auch an. Wir könnten die Arbeiter gleich nehmen . . . es wär' eine Gelegenheil!“

Aber Stanislaus Sarbka fühlte sich immer jünger. An das Stübchen zum Sterben dachte er nicht im Traume einmal. Michu feuerte, und Anuschka preßte die Lippen zusammen. Was nützten alle Wünsche: der Alte ward nicht hilfälliger dadurch. Und es war ein schredliches Leben, gleichsam nur Gast in dem Hause zu sein, das man besitzen konnte, in ewiger Abhängigkeit von dem Alten zu leben, bei all und jedem seine Genehmigung erst einholen zu müssen.

„Pfia krew, Mann,“ sagte die Pani Anuschka einst, „es geht so nicht länger, es ist eine Schmach. Jugend soll schaffen, und Alter soll still sein und sterben — das ist das richtige. Hier aber —“

Sie lachte kurz. Und ärgerlich bremte sie sich um und stampfte die Kartoffeln für Nutka, das Schwein.

„Man muß ihm vorstellen, wie gut er es haben wird,“ murmelte sie dabei. „Der Michu ist eine Schlafmühe, Gott soll schützn!“

Gerade kam der alte Sarbka mit einem Eimer Wasser vom Brunnen.

„Väterchen,“ rief sie besorgt, „aber Väterchen! Als alter Mann — gib her! O, o, o, in Deinen Jahren, wie kann man noch so viel schleppen.“

Sie nahm dem Verwunderten den Eimer ab.

„Das ganze Dorf sieht scheel auf uns. Wir sind jung, Du aber quälst Dich und scheust keine Mühe. Ist das Ehrfurcht vor dem Alter? O Jedu, Jedu, die Kniee zittern Dir, Deine Weine werden schwach, ich sehe es. Du solltest Dich ruhen . . . ausruhen, in einem schönen Stübchen am Fenster sitzen, die Hände reiben und Deine Gesundheit erhalten, daß Du hundert Jahre wirst. Wir aber, der Michu und ich, wir pflegen Dich.“

„Gut, gut . . . ein Goldfisch bist Du . . . für Dich bet' ich jeden Abend. In sieben, acht Jahren, Anuschka. Dann bau' ich mir das Stübchen. So lange wart' ich schon noch!“

Die Pani konnt' kaum ihren Schreck und Zorn verbergen. Acht Jahr — heilige Jungfrau, wer sollt' das aushalten!

„Fehlt Dir was, Töchterchen?“

Sie hatte hastig nach dem hölzernen Eimer gegriffen, in dem das Schweinefutter zurechtgemacht war.

„Nutka . . . muß . . . zu fressen kriegen,“ brachte sie heraus.

„Wohl, wohl!“ Und er folgte ihr zum Stall.

Grunzend kam der Vorstenträger heran, steckte den Rüssel vor und machte sich über die Mahlzeit her. Es war der große Schlag des sogenannten „polnischen Schweines“, fett, mit Schlappohren, etwas schedig.

Der alte Sarbka dachte an den Schinken und war sehr vergnügt. Während er noch mit seiner Schwiegertochter sprach, hatte das Schwein den Raps leergefressen, schnupperte am Boden herum und trabte plötzlich durch die noch geöffnete Tür des Lattenverschlages auf den Hof. Von dort kam es mit leichter Mühe nach draußen auf den Weg.

„Pfia krew . . . Nutka! Nutt, Nutt — da läuft es! Eine Plage!“

Ärgerlich wollt' die junge Frau die Röcke schürzen. Aber der Alte hielt sie fest.

„Lauf nicht, Töchterchen . . . Du verstehst! Ich werde es nicht können, sagst Du? Die Weine zittern? Nun, nun, warten wir ab!“

Und Stanislaus Sarbka lief mit Hallo dem entflohenen Bierfukler nach, der Miene machte, sich nach dem nahen Walde zu begeben.

„Ich werd' es ihnen zeigen!“ murmelte er leuchtend. Und flott wie ein Junger stürmte er dahin, um dem Schweine den Weg abzuschneiden. Es war eine wilde Jagd, aber sie hatte Erfolg. Am Ohr brachte er das Vorstenvieh zurück, triumphierend wie ein römischer Konsul, der im Siegeszuge einen gefangenen Fürsten schleppt. Er konnte kaum atmen.

„He, Töchterchen, was sagst Du nun? Die Weine zittern? Sie laufen, als wären sie zwanzig. Nutka ist nicht langsam — ich aber fliege noch hinter ihr her wie ein Pfeil. Brauch' ich da zu ruhen? Wer sitzt im Stübchen, wenn er so laufen kann? Maria und Joseph, das war gut gemacht!“

Er klatschte mit der Hand auf die Hofe. Sein heißes Gesicht strahlte. Ordentlich dankbar beugte er sich zu dem Vorstenvieh herab, das ihm zu diesem Triumph verholfen hatte.

Michu bekam es brühwarm zu hören. Ein paar Dorfleute gleichfalls. Alle sollten sehen, wie jung er war.

Und immer öfter begab es sich, daß die Tür zum Koben offen blieb, daß Nutka ausrüdte, daß der alte Sarbka leuchtend hinterdrein lief und den Ausreißer im Triumph abliefern. Es war gleichsam das Zeugnis, daß er noch jung und flink war.

Die beiden Eheleute empfanden dumpf, daß das Schwein ihre Kreise störte und ihre Hoffnungen vernichtete. Wenn wieder einmal, etwa beim Mittagbrot, eine zarte Andeutung fiel, daß der Vater sich schonen und sich zur Ruhe setzen solle, daß er schwach würde und Weine nicht mehr so recht wollten, dann lachte Stanislaus Sarbka, tunkte die Kartoffel tiefer ins Oel und sagte: „Wie war das gleich? . . . Gestern . . . schon wieder lief Nutka davon . . . erinnere Dich, Michu . . . bis tief in den Wald. Anuschka, Goldfisch: steht es im Stalle? Und wer hat es gefangen und wiedergebracht?“

Dagegen war nichts mehr zu sagen. Und ebenso wie dem Alten allmählich eine zärtliche Liebe zu dem Vorstenvieh erwuchs, das gleichsam zum Kräftlein seiner Rüstigkeit wurde, ebenso ward in den jungen Leuten mit der Zeit ein dumpfer Haß gegen das Vieh lebendig.

„Am liebsten schlüg' ich es tot!“ sagte die Pani zu ihrem Gatten.

Doch es gehörte nun einmal wie alles andere nicht ihr und ihrem Manne, sondern eben dem Vater.

Dem Schwein schienen die häufigen Exkursionen gleichfalls vortrefflich zu bekommen. Es ward immer runder, fetter, vielleicht deshalb, weil die Liebe des Alten ihm manches Extragute zusteckte.

Die Beine wollten allmählich den speditigen Körper gar nicht mehr tragen. Natürlich lief es immer langsamer. Stanislaus Sarbka jedoch war der Meinung, daß er nur immer schneller laufe. Nicht mal zu keuchen brauchte er mehr. Keine Frage, er ward, statt hinsichtlich zu werden, immer flinker, immer jünger. Das berauschte ihn ordentlich.

So standen die Dinge, als Stanislaus und Michu Sarbka die langen Röcke eines Morgens anzogen und sich zum Herbstjahrmarkt nach der nächsten Stadt begaben. Anuschka blieb zu Hause, da sie weitere Wege nicht mehr machen sollte.

Sie stand vor der Tür und sah sich an, was vorbeizog. Kam da ein Bäuerlein des Weges und führte ein Schweinchen; die Beine, die um den linken Hinterfuß des Tieres geschlungen war, hielt er lose in der Hand.

Plötzlich stürzte mit lautem Geklaff der Hund des Nachbarn auf das Vorstenvieh zu. Dem Bauer entglitt die Beine, das Schwein vermochte sich davon zu lösen, und in der Angst vor dem Rötter lief es, so schnell es vorwärts konnte, feldein. Es gehörte zu der kleinen polnischen Rasse mit Stehohren. Es war verhältnismäßig noch flach und mager. So kam es mit den langen Beinen rasch voraus. Es lief, lief, lief, der bellende Hund, der fluchende Bauer hinterdrein. Erst hatte Anuschka gelacht, dann bligten die schlauen Augen, wurden nachdenklich, bligten wieder und verfolgten dann gespannt das Schauspiel weiter — mit dem festen Wlad, den der Entschluß gibt. Das Schwein lief großartig, es schlug jeden Rekord. Wohl eine halbe Stunde dauerte es, ehe der Bauer es wieder an der Beine hatte. Verschwitzt, wütend schlug er es. Da hörte er rufen. Anuschka winkte. Sie war an den Zaun getreten und verwickelte ihn in ein Gespräch. Dann ließ sie Nuttka, die fette Nuttka, heraus. Der Bauer kratzte sich den Kopf, sah mit begehrlichen Blicken auf das Vorstenvieh, verglich es mit seinem, zählte sein Geld und schickte Anuschka nochmals von der Seite an. Aber nach langem Ueberlegen nickte er, zählte feufzend zehn harte Taler in die Hand der jungen Frau, nahm Nuttka an die Beine und ließ dafür im Sarbkaschen Stall sein mageres Schwein zurück. Zur Bedingung hatte Anuschka gemacht, daß er Nuttka nicht nach dem Markte treibe, sondern gleich in sein fernes Dorf mitnähme. So trollte sich das Bäuerlein, vergnügt über das gute Geschäft, von dannen.

Als Stanislaus und Michu Sarbka spät abends nach Hause kamen, wobei sie nach altem Brauch einen tüchtigen Haarbeutel mitbrachten, stürzte ihnen Anuschka jammern und wehllagend entgegen und erzählte eine lange Geschichte. Nuttka sei im Koben gewesen, als ein Viehhändler mit kleinen Schweinchen vorbeigekommen wäre, der verdächtig ausgesehen habe. Sie, die Pani, hätte im Haus zu tun gehabt, und diesen Augenblick müsse der Kerl benutzt haben, Nuttka zu stehlen. Damit aber die Stille im Stall nicht auffällig sei, hätte der schlaue Dieb ein anderes, schlechteres Schwein an Nuttkas Stelle zurückgelassen.

Nun, es ward viel geklucht, und Stanislaus Sarbka verschwor sich, den Kerl totzuschlagen — aber am nächsten Tage schickte er sich in das Unvermeidliche. Denn daß er als echter polnischer Bauer die Sache bei der Polizei anhängig machte, war ausgeschlossen.

Als die letzten Merkmale des Käuschleins sich verloren hatten, sagte Anuschka: „Höre, Väterchen, heut' werde ich ein Süppchen kochen . . . extra für Dich. Du wirst alt, Väterchen . . . seit dem Jahrmarkt zittern die Beine, die Hände, der Kopf. Ach Jedu, Jedu . . . so rüstig warst Du noch! Aber wenn das Alter kommt, kommt es auf einmal.“

Stanislaus lachte. Es turrnte ihn. Eben wollt' er beginnen: „Gestern . . . erinnere Dich . . .“ als ihm einfiel, daß er Nuttka gestern ja nicht gejagt und gefangen hatte. „Nun, nun,“ murmelte er für sich, „man wird sehen!“

Bald darauf gab es ein großes Geschrei. Anuschka erhob es. „Was ist los, Goldfink? Brennt es? Gieß' Wasser drauf!“ Aber es brannte nicht: das Schwein war nach draußen gelaufen.

Der Alte schmunzelte: „Jah hol's, Töchterchen . . . streng' Dich nicht an!“

„Du? Ach du lieber Gott!“

Mitleid, halber Spott lag darin. Aber schon trabte Stanislaus Sarbka dem Vorstenvieh nach. Er lief schnell — das Schwein schneller. Pan Sarbka schnaufte, prustete, belam Stiche, aber er lief. Doch, wie gesagt, das Schwein schlug jeden Rekord.

Zuletzt konnte er nicht mehr. Er zitterte an allen Gliedern. Die Beine zitterten, die Hände. Was hatte Anuschka gesagt? „Seit dem Jahrmarkt, Väterchen, zittert Dir alles!“

Er stöhnte. Besämt, gedrückt schlich er nach dem Hofe zurück. Vielleicht sieht es gerade niemand. Aber Anuschka stand am Zaun. „Nun?“ Das Wort war ein Trompetenstoß, eine Siegesfanfare.

„Jah . . . ah . . . pisa kreuz, ich muß sagen: heut' ist mir nicht gut. Sonst . . . nun, Du weißt, wie ich laufe! Wie ein Schnellläufer. Du wirst morgen sehen . . . wie ein Pfeil schieße ich dahin. Heute jedoch . . . es muß der Brantwein vom Jahrmarkt sein.“

Michu mußte schließlich das Schwein zurückholen.

In Angst, Unruhe, Hoffnung erwartete der Alte den anderen Tag. Die Jagd begann wieder. Aber schon lähmte der Zweifel die Kräfte. Nach gedrückter Kam er zurück, mit eingezogenem Kopfe. Diesmal hatten sogar ein paar Dörfler seine vergeblichen Bemühungen gesehen.

„Der Jahrmarkt, der Jahrmarkt . . . noch sieht er mir in den Gliedern! Man soll nicht sagen, was der verdammte Brantwein . . . ah, die Beine zittern wirklich.“

Und unsicher: „Jedoch bald wird das überstanden sein . . . übermorgen, paß auf, Töchterchen!“

Nachmittags hörte er im Nebenzimmer sagen: „Es ist schlimm, Michu, sehr schlimm! Das Väterchen wird sterben, wenn er sich nicht Ruhe gönnt. Wie wollt' ich ihm Süppchen kochen . . . doch will er denn? Nicht einmal das Schwein fängt er mehr.“

Da stöhnte der Alte. Er achtete auf sich . . . ihm kam es wirklich vor, daß weder die Beine noch die Arme so recht wollten wie früher.

Beim dritten Versuch wandte er sogar eine List an, lockte das Schwein, streckte ihm Futter hin, während er sich mit scheuen Augen umschah, ob es auch keiner bemerke. Alles vergeblich.

Und das dritte Mal kam Stanislaus Sarbka als alter Mann zurück. Der Glaube an seine Rüstigkeit war ihm genommen. Er versuchte gar nicht mehr, sich und die anderen zu verträsten.

„Es geht nicht mehr, Töchterchen,“ sprach er kläglich. Er war ganz müde. „Ich krieg' es doch nicht. Man ist . . . ist ja auch . . . nicht der jüngste mehr.“

Mit dem Kopfe wedelnd schlich er in seine Stube. Michu jedoch mußte auf Befehl der Pani Anuschka den Maurermeister, der bei Wladimir Göra baute, holen.

„Montag ist er fertig, Väterchen . . . wie wär' es, er könnte gleich beginnen. Es wär' eine Gelegenheit.“

„Ach Pan, Pan, denkt nur,“ sprach Anuschka, das Goldfink, „nicht einmal das Schwein kriegt Väterchen mehr . . . so schwach ist er geworden.“

Da gab Stanislaus jeden Widerstand auf. Der Maurer baute das Stübchen, das Stübchen zum Sterben, und als es fertig war, wurde dem jungen Paar das Gütchen in aller Form Rechtens übergeben.

Wie es zu geschehen pflegt, ward Stanislaus Sarbka, als er einmal auf dem Altenteil saß, wirklich hinfälliger. Er ah die Süppchen, rieb die Hände, schaukelte den Enkel — ganz wie Anuschka es ihm vorgestellt. Auch schlich er durch den Hof. Doch immer, wenn er in die Nähe des Kobens kam, machte er einen weiten Bogen. Er hatte einen Groll gegen das Schwein. Dafür entschädigte die Liebe und zärtliche Zuneigung der Pani, die jetzt eine richtige Bäuerin war, das flinke Vorstenvieh, und es ward dabei rund, fett und rosig wie seine Vorgängerin, die dicke Nuttka. —

Kleines feuilleton.

en. Die Lebensfähigkeit der Pflanzen. Wer sich viel in der freien Natur bewegt und ein offenes Auge für die Geschehnisse und Veränderungen in Wald und Feld besitzt, wird zuweilen beobachtet haben, daß irgend eine plötzliche Veränderung in der oberflächlichen Beschaffenheit des Bodens binnen kurzer Zeit eine Beeinflussung der dort wachsenden Pflanzen mit sich bringt, indem Pflanzenarten, die seit langem an den betreffenden Plätzen gestanden haben, verschwinden und neue Arten wie auf einen Zauber Schlag erscheinen. Hervorragende Botaniker haben diesen Zusammenhang dadurch erklären wollen, daß die Samen oder Zwiebel einer früheren Pflanzengeneration ihre Lebensfähigkeit lange Zeit in sich zurückgehalten haben, jahrelang andere Geschlechter über sich haben wachsen und vergehen lassen, um dann beim Eintritt gewisser günstiger Bedingungen wieder hervor zu schießen. Andere Gelehrte haben dagegen die Möglichkeit bezweifelt, daß Samen ihre Keimkraft lange behalten können, und vielmehr das plötzliche Auftauchen fremder Pflanzen an einer Stelle lediglich auf die natürlichen Mittel des Samentransports, zum Beispiel durch Wind, Bienen, Vögel und dergleichen zurückgeführt. Dieser Widerstreit hat noch keine Lösung gefunden, jedoch muß eine Beobachtung wie die von Heldreich in dem altberühmten Gebirge Laurion in Attika die Waagschale zugunsten der ersteren Anschauung sinken machen. In dem Gebirge Laurion trieben die alten Athener einen nicht unerheblichen Silberbergbau, der aber gänzlich zum Erliegen gekommen ist. Heldreich hat dort Ausgrabungen veranstaltet, und als er eine etwa drei Meter hohe Schicht von Erde und Steinen fortgeschafft hatte, sprang eine bis dahin dort ganz unbekannt gewesene Pflanze aus dem Boden, nämlich ein sogenannter Hornmohn (Glaucium), und in seiner Begleitung außerdem eine erstaunliche Fülle der Pflanzenart Sileno juvenalis, die auch als Fliegenfänger bezeichnet wird und bis dahin in Attika seit Menschengedenken nicht gesehen worden war. Dieser Bericht erinnert an die bekannte Erzählung vom Mumientreiben, dessen Samen seit Jahrtausenden in ägyptischen Pyramidengräbern geschlummert und bei einer Aussaat frische Keime getrieben haben soll. Diese Angabe wird jetzt jedoch von den Botanikern mit Einstimmigkeit in den Bereich der Sage verwiesen. Soviel steht aber fest, daß das Pflanzenleben eine große Fähigkeit besitzt, und daß dem Geheimnis seines Bestandes nicht leicht auf die Spur zu kommen ist. Der französische Gelehrte Flüche hat neuerdings gründliche Studien darüber angestellt und namentlich lehrreiche Erfahrungen über die allenthalben bekannte Wolfsmilch (Euphorbia) gesammelt. Dieses in Deutschland durchaus gewöhnliche Gewächs galt nach dem

Ausweis der botanischen Werke als in Frankreich nicht heimisch. Es veranlaßte daher unter den Fachleuten ein ziemliches Aufsehen, als in der Umgebung von Nancy vor einigen Jahren große Mengen dieser Pflanze in voller Blüte entdeckt wurden, und zwar an einem Platze unmittels eines großen Waldes, der an der betreffenden Stelle erst vor zwei Jahren gelehrt worden war. Nach weiteren zwei Jahren waren die Pflanzen wieder völlig verschwunden, dagegen wiederum an einigen anderen gelegentlichen Stellen im Gehölz aufgetaucht. Daraus ging zunächst hervor, daß das Auftauchen und Verschwinden der Pflanze von dem Bestand des Waldwuchses abhängig war. Wo aber waren die Keime der plötzlich erblühten Pflanze hergekommen? — In derselben Gegend waren vor über 40 Jahren deutliche Spuren von Eisenwerken aus römisch-gallischer Zeit entdeckt worden. Da nun außerdem der alte Naturforscher Plinius berichtet, daß die Römer die Wolfsmilch für medizinische Zwecke benutzten, so meint Plinius, daß die Römer die Pflanzen in jenes Gebiet vor vielen Jahrhunderten eingeführt und daß dann nach Entdeckung des Waldes die Samen in verborgenem Boden gelegen haben müssen, bis sie durch die Art des Forstmannes in moderner Zeit zu einer Aufzucht gelangten. —

Musik.

sz. Wird man zu dem Besuch einer Theatervorstellung gerufen, in welcher Kinder spielen, nach dazu als Darsteller von Sünden aus der Welt der Erwachsenen, dann kann man wahrlich nur mit großem Vorurteil hingehen. So war es, als wir vorgestern (Donnerstag) ins „Theater des Westens“ wanderten. Angefagt war: „Erstes Gastspiel der italienischen Kinderoper unter persönlicher Leitung des Herrn Professors Guerra“. Gegeben wurde: „Der Barbier von Sevilla“ von Rossini. Um gleich kurz das Ergebnis zu sagen: Wir halten nach wie vor daran fest, daß solche Kinderaufführungen besser unterbleiben. Allein die in ganzen prächtige Art, wie sich die Gesellschaft innerhalb dieses gefährlichen Rahmens bewegt hat, läßt uns doch mit viel Freude an den Abend zurückdenken.

Sind wir recht berichtet, so handelt es sich vorwiegend um Verhältnisse einer berufsmäßigen Ausbildung. Die Kinder werden zu Musikern erzogen und machen dabei ihre Leistungen, wie auch sonst Kinder in irgend welchen Berufen tätig sind. Der finanzielle Ueberfluß kommt teils an die Angehörigen, teils wird er für das spätere Leben der Kinder angeammelt. Außerdem wird für diese Zukunft möglichst gesorgt. Natürlich geht die Beteiligung, wenigstens bei den Knaben, nur bis zur Zeit des Stimmbruches.

Musikalische Aufführungen mit eigentlichen Kinderstimmen sind längst nichts Neues mehr, spielen vielmehr namentlich in der Kirchenmusik eine beträchtliche Rolle. Besondere Schwierigkeiten liegen darin, daß die Kinderstimmen ebenso wie die Frauenstimmen nur die obere Hälfte des menschlichen Stimmumfangs vertreten, daß also das Ohr des Zuhörers leicht ermüdet. Dazu kommt die verhältnismäßig geringe Stimmfülle, namentlich bei den Mädchen; bei den Knaben wird sie zum Teil ersetzt durch eine wohl niemals ganz zu überwindende Nuance des Herben, Schneidenden. Am unangenehmsten wirkt dies alles, wenn eine musikalische Dramatik dargeboten werden soll, von der mehr als die Hälfte der Stimmen für männlichen Ton eingerichtet ist, und bei denen der Inhalt sich um die kleinen und großen Schwächen und auch Stärken der Erwachsenen handelt. Dann bleibt doch nur eine Kuriosität übrig, im besten Falle ein Mittel zum Zweck, daß die Kinder eine fachmäßige und berufsmäßige Vorbereitung für ihre Zukunft finden.

Gerade am Fachmäßigen und Berufsmäßigen hat es diesmal am wenigsten gefehlt, zumal was die meisten Einzelleistungen betrifft. Das italienische Blut half wohl den Kindern zu ihren bemerkenswerten Schauspielkünsten, und die italienische Gesangs-Tradition zu ihren Stimmkünsten. Namentlich das Rezitativ und Parlanto beherrschen sie vorzüglich, während es an den mächtigeren Accenten in einer nahezu lächerlichen Weise fehlt.

Die Kinder kommen aus Italien und wandern wieder weiter, singen natürlich alle italienisch. Ihr Meister und anscheinend väterlicher Freund, an dem sie ersichtlich auch mit ihrem Gemüte hängen, ist Professor Guerra. Er hatte ein überaus reduziertes Orchester aus Diesigen zusammengestellt und ergänzte den Rest der Partitur, einschließlich des Begleitens der Rezitative, auf einem Pianino. (Ein Flügel würde wahrlich zu wünschen sein.) Das zu laute Spiel dieses Dirigenten, zumal bei seinem Anschläge, der die bekannte Härte des Klavieres eines Gesangslehrers besitzt, war vielleicht das störendste am Ganzen. Das allererfreulichste aber war, daß man äußerst wenig von Drill zu merken bekam, jedenfalls weniger, als sehr viele von unseren erwachsenen Künstlern merken lassen. Die Szenen, bei denen es sich um ein Durcheinanderjagen auf der Bühne handelte, gelangen begreiflicherweise wohl am besten. Ueberhaupt waren die Kleinen mit der größten Wärme, manchmal allerdings auch mit einem heimlichen Lächeln, bei der Sache.

Nicht eigentlich als Kind mehr war die 15jährige Sängerin der Rosina zu betrachten. Ihre Stimme ist über die Störungen der Uebergangsjahre ersichtlich bereits hinaus und tönt fast so mächtig, wie die eines erwachsenen Weibes; was allerdings für den dramatischen Zusammenhang einen Widerspruch ergab. Insbesondere gilt dies gegenüber der Darstellung des Grafen Almaviva. Natürlich wurde diese Tenorrolle ebenso als Sopran gesungen, wie die

Barbierrolle von Altstimmen gesungen wurden. Der kleine Künstler jener Rolle war allem Anscheine nach ein Mädchen; eine Knabenstimme würde es kaum zu dieser Weichheit bringen und würde doch mehr von Muskelkraft begünstigt sein. Das kleine Wesen legte sich in die Rolle, nach anfänglicher Indisposition, mit allem hinein, was nur immer „edler Anstand“, „Tenorheldentum“ und dergleichen mehr ist. Allerdings kam dabei die Grazie mehr zur Geltung als andere ästhetische Seiten. Die Gesangsausbildung war gerade bei diesem Künstlerchen besonders gelungen. Unter den „Männern“ entzückte der Darsteller des Figaro durch sein selbständiges Spiel (man könnte fast sagen, durch seine Beherrschung des Stückes) die anscheinend durchaus sympathisch berührten Zuschauer am meisten. Auch der Sänger des Basilio fand sich mit dem profunden Bass der Verleumdungsarie sehr gut ab, und was beinahe ein Ereignis ist: er trug keine Handschuhe. Ueberhaupt waren wir diesmal von den entsetzlichen irrationellen Fesseln dieser Oper fast ganz befreit; die Späße, die doch noch gemacht wurden, sind verhältnismäßig sitzvoll. Von einem Souffleur war nichts zu merken, und die schwierigen breiten Censurenzüge gingen wie am Schnürchen.

Eine andere Frage ist wieder, ob gerade diese Oper besonders geeignet ist, die angestrebten Zwecke zu fördern. Je öfter wir dieses Repertoirestück anhören müssen, desto mehr vergeht uns das Interesse dafür, einer solchen vergangenen Kunst noch gute Seiten abzugewinnen. Tritt dann an Stelle des Orchesters ein Stückwerk, bei welchem das Spiel trotz aller Bemühungen des Dirigenten (mit Augen und Füßen) nicht recht klappt, und wobei der widrige Klang eines noch dazu nicht gut behandelten Klaviers das Ohr erst recht angreift, so möchte man sich manchmal rasch aus dem Theater hinauswünschen.

Also nochmal: Hochachtung vor dem Ausfall des Experimentes! Aber weg mit dem Gedanken an neue Unternehmungen solcher Art! —

Humoristisches.

— Mißverständnis. „... Wie können Sie denn aber behaupten, Hintermoser, daß Ihnen der Muldbauer mit Unrecht gekündigt hat? Sie geben ja selber zu, daß Sie ihn vor Jengen einen „Heuchelchen“ nannten! ... Haben Sie denn dem noch etwas hinzuzusetzen?“

„Na, na, Herr Richter ... da tat' er mi' ja glei' wieder berillag'n!“ —

— Protest. „Du sollst ja aus Deinem Klub heraus, geschwiffen worden sein?“

„Im Gegenteil — ich bin der einzige, der noch drin ist — alle anderen sind ausgetreten!“ —

— Häuslicher Krieg. Sie: „... Das ganze Vermögen, überhaupt alles, was da ist, habe Ich eingebracht! ... Oder sag einmal aufrichtig: was hast denn Du gehabt, bevor Du mich geheiratet hast?“

Er: „Meine Ruh'!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

b. „The Jungle“ von Sinclair wird in zehn fremde Sprachen übersetzt. In den Vereinigten Staaten sind bisher 65 000 Exemplare des Romans verkauft worden. Der Autor ist gegenwärtig an der Arbeit, ein „Drama“ draus zu machen, ein amerikanisches natürlich; der erste Akt wird ein großes Schlachthaus in voller Tätigkeit zeigen und lebendes Vieh wird „mitspielen“. Ob das etwa zubereitete Cornebbesf brühwarm im Zuschauerraum zur Verteilung gelangt, ist nicht gesagt. —

— In der Pariser Academie der Wissenschaften erläuterte Prof. Lippmann sein verbessertes System des Photographierens in natürlichen Farben, welches auf dem Grundsatze beruht, daß jeder einzelne einfallende Strahl zerlegt wird. Das Originalbild wird zunächst auf eine äußerst eng linierte photographische Platte projiziert, hierauf tritt ein mit einem Prisma lumbiniertes Objektiv in Wirksamkeit; das auf der empfindlichen Platte entstandene Bild wird entwickelt und in ein Positiv umgewandelt. Dieses in den Apparat eingestellte Positiv zeigt auf den erwählten engen Linien das Original in den ihm eigenen Farben. —

— Von Mönchen verfolgt. Ein dänischer Matrose, der als Schiffbrüchiger aufgefischt und nach Kopenhagen gebracht wurde, berichtete über einen Angriff, den Mönchen auf ihn machten. Er war, 60 Meilen vom Lande entfernt, von dem Deck des Dampfers „Glandria“ gespült worden. Als guter Schwimmer versuchte er sich seiner Kleider zu entledigen und solange wie möglich zu schwimmen. Zu seinem Entsetzen wurde er bald von einem Schwarm Mönchen angefallen. Die Tiere kreisten laut schreiend über ihm und stießen von Zeit zu Zeit auf ihn nieder, wobei sie ihm schwere Schnabelhiebe versetzten. Ein russisches Kriegsschiff rettete ihn. —

c. Eine Orchideenzwiebel, die vor sechs Monaten für 3,50 M. gekauft wurde und jetzt einen Wert von 6000 M. hat, wird gegenwärtig auf der Londoner Gartenbauausstellung gezeigt. Die Pflanze trieb statt der purpurnen Blüten eine weiße und ist so die einzige ihrer Art in England. —